

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Schimon Peres

MEIN LEBEN FÜR ISRAEL

Über Mut, Verantwortung
und die Kraft der Träume

Aus dem Englischen
von Jürgen Bauer, Rudolf Hermstein
und Edith Nerke

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2017
unter dem Titel »No Room for Small Dreams.
Courage, Imagination, and the Making of Modern Israel«
im Verlag HarperCollins, New York
© 2017 by Schimon Peres

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main
Gesamtherstellung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-062425-3

Kapitel 1

ZUM DIENST BERUFEN

Ich war elf Jahre alt, als ich das hinter Bäumen versteckte einfache Haus zum ersten Mal sah. Es gehörte meiner Tante und meinem Onkel, sie hatten es nach ihrer Ankunft in Israel selbst gebaut. Das war 1934, als in diesem Gebiet nur wenige hunderttausend Juden lebten, die Straßen noch unbefestigt waren und das Land weitgehend unbesiedelt.

Als wir näher kamen, wurde mir klar, dass ich solche Bäume noch nie gesehen hatte; es waren Orangenhaine, von Hand angelegt. Mein Bruder Gigi und ich liefen sofort los und rannten die perfekt angelegten Reihen auf und ab. Jeder Baum trug mehr als hundert pralle, leuchtende Früchte. Die noch verbliebenen weißen Blüten füllten die Luft mit einem wunderbaren Duft.

Mit einem Schlag war ich in Gedanken wieder in mein kleines jüdisches Dorf, unser »Schtetl«, zurückversetzt, in den Augenblick, als ich zum ersten Mal eine Orange sah – an einen Ort, der jetzt so unendlich fern war.

Unser Schtetl hieß Wischnewa. Es lag an der polnisch-russischen Grenze – ein von Wäldern umgebener Streifen Land, in dem ewiger Winter zu herrschen schien. Es gab Wochen, in denen ein bitterkalter Wind ohne Unterlass die

niedrigen Birken peitschte und unerbittlich an den Kunden auf dem Markt zerrte. Auch im Sommer war uns, als bekämen wir die Sonne kaum einmal zu sehen. Doch trotz all der Kälte und Abgeschiedenheit strahlte das Schtetl Wärme und einen eigenen Zauber aus, war von Freundlichkeit und Gemeinschaft geprägt. Wir hatten in dieser Gemeinschaft einen Ort gefunden, dem wir uns zugehörig fühlten.

Wir führten ein einfaches Leben: Wischnewa hatte nur drei Straßen, gesäumt von schlanken Holzhäusern. Es gab kein fließendes Wasser und keinen Strom. Doch knapp fünf Kilometer weiter war ein Bahnhof, und durch die Reisenden und ihr Gepäck erhaschten wir einen Blick auf die Welt jenseits des Waldes.

Noch heute erinnere ich mich an jenen bewegenden Augenblick, an meine erste Orange. Die Eltern hatten mich zu Freunden mitgenommen, wo bereits viele Menschen beisammen saßen. Ein junger Mann, der vor kurzem aus Israel zurückgekehrt war, unterhielt die Gruppe mit beeindruckenden Schilderungen aus einem fernen Land. Er sprach von endlosem Sonnenschein und einer fremden Kultur, von Wüstenflecken mit Obstbäumen voller Früchte, von zähen, braungebrannten Juden, die mit ihren Händen arbeiteten und auch mit ihnen kämpften. Als er fertig war, wandte er sich einer Kiste zu, die hinter ihm stand, und hob sie hoch, damit alle sie sehen konnten. Ein hörbares Luftholen ging durch die Reihen. Seine Vorstellung wirkte feierlich und formell, als hätte er das schon oft getan. Einer nach dem anderen nahmen die Gäste ein Päckchen aus der Kiste und entfernten behutsam das Pergamentpapier, bis eine frisch gepflückte reife Jaffa-Orange sichtbar wurde. Als die Reihe

an mir war, griff ich langsam und bedacht zu, wollte auf keinen Fall etwas falsch machen. Ich hielt die Frucht an meine Nase, sog zum ersten Mal den Zitrusduft ein. Sie war etwas völlig Fremdes – in ihrer Farbe, ihrem Duft, ihrem Geschmack –, etwas Außergewöhnlicheres konnte sich ein Junge wie ich kaum vorstellen. Sie war für mich viel mehr als eine Frucht: Sie war ein Symbol meiner Hoffnungen und meiner Sehnsüchte.

Meine Familie hatte seit mehreren Generationen in dieser Gegend gelebt, die seit Jahrhunderten die Heimat von Juden war. Doch trotz seiner schlichten Schönheit betrachteten meine Eltern den Ort nicht als ihr endgültiges Zuhause. Er war vielmehr eine Zwischenstation für sie, eine von vielen auf dem Jahrtausende langen Weg zurück ins Land unserer Väter. Israel war nicht nur der Traum meiner Eltern, sondern auch die Antriebskraft für viele andere Menschen, die wir kannten. Bei jeder Zusammenkunft ging es irgendwann darum, das geliebte Schtetl zu verlassen und nach Zion zu gehen, sich den Pionieren anzuschließen, die das Land wieder in Besitz nahmen. Und oft sprachen wir von Theodor Herzl, dem Begründer der zionistischen Bewegung, für den die Zukunft des jüdischen Volkes untrennbar mit der Existenz eines jüdischen Staates verbunden war, zusammengehalten nicht nur durch die Religion, sondern auch durch eine gemeinsame Sprache und eine gemeinsame Nationalität. »Man gebe uns die Souveränität eines für unsere gerechten Volksbedürfnisse genügenden Stückes der Erdoberfläche, alles andere werden wir selbst besorgen.«

Herzls Traum war zu meinem geworden. Meine Familie, das waren Menschen, die ein zufriedenes Leben führten,

jedoch im Exil. Wir sprachen Hebräisch, dachten Hebräisch und lasen begierig alle Nachrichten aus dem britischen Mandatsgebiet Palästina, das auch das Land unserer Väter umfasste. Wir alle sehnten uns dorthin zurück – ein Verlangen, das uns unnachgiebig packte. Bisweilen gab es mir das Gefühl, ich säße im Fegefeuer zwischen einer fernen Vergangenheit und einer unmittelbar bevorstehenden Zukunft. Je näher diese Zukunft heranrückte, desto unerträglicher erschien jede Verzögerung.

Trotz dieses Drangs, den Weg fortzusetzen, habe ich viele wunderschöne Erinnerungen an meine Kindheit. Meine Mutter Sara war eine großartige, liebevolle Frau; sie war ausgebildete Bibliothekarin und liebte die russische Literatur. Nur wenige Dinge im Leben bereiteten ihr mehr Freude als das Lesen, und diese Freude gab sie an mich weiter. Ich wuchs zum Bücherfreund heran, wurde an der Seite meiner Mutter zur Leseratte. Es war eine Art liebevoller Wettbewerb: Ich versuchte, mit ihr Schritt zu halten, allein schon wegen der anschließenden Gespräche. Mein Vater Jitzchak (auch Getzel genannt) handelte mit Holz, wie zuvor schon sein Vater. Er war warmherzig und großzügig, ein energetischer, freundlicher Mann, nachsichtig und gewissenhaft zugleich. Er ermutigte mich stets und strahlte, wenn ich etwas geschafft hatte. Seine Liebe gab mir Selbstvertrauen, und mein Selbstvertrauen verlieh mir Flügel. Ich war glückselig.

Meine Eltern erzogen mich ohne Grenzen oder Beschränkungen, sagten mir nie, was zu tun sei, sondern vertrauten darauf, dass mich meine Wissbegierde auf den richtigen Weg führen würde. Wenn ich, noch als Kind, ihnen und ihren Freunden eine kleine Vorstellung gab oder eine Rede

hielt, erhielt ich nichts als ermutigende Worte. Manchmal machte ich Erwachsene nach (es gab ein paar Menschen im Schtetl, deren Stimmen und Verhaltensweisen ich perfekt imitieren konnte). Bisweilen glänzte ich mit regelrechten Vorträgen über das Wesen des Zionismus oder die Vorteile meiner Lieblingsschriftsteller. Das machte mich in den Augen der Erwachsenen zu einem fröhlichen Büschchen, dem eine strahlende Zukunft bevorstand. Für mich selbst fühlte es sich an wie der Beginn von etwas Größerem. Doch für meine Schulkameraden wurde ich zum Außenseiter, zu einem, der so ganz anders war als sie. Aber im Grunde bin ich immer derselbe geblieben: Auch mit dreiundneunzig bin ich noch der wissbegierige Junge, der sich gern in schwierige Fragen verbeißt, immer bereit zum Träumen und unbeeindruckt von den Zweifeln der anderen.

Meine Eltern trugen dazu bei, dass ich zu dem Mann wurde, der ich bin, doch der Mensch, den ich am meisten bewunderte und zu dem ich die engsten Bindungen hatte, war mein Großvater Rabbi Tsvi Meltzer. Er war unersetzt, wirkte aber eigenartigerweise trotzdem immer hochgewachsen. Da er die renommierteste Jeschiwa in ganz Europa besucht hatte, gehörte er zu den Gründungsmitgliedern der hebräischsprachigen zionistischen Tarbut-Schule und war eine angesehene Führungspersönlichkeit der jüdischen Gemeinde. Während der Zionismus im Zentrum unseres bürgerlichen Lebens stand, war unser moralisches Leben vom Judentum geprägt. Mein Großvater war die Autorität, an der sich meine Familie ausrichtete, und dank seiner Position und seines außergewöhnlichen Verstands war er auch der Gemeindevorsteher, bei dem das ganze Schtetl weisen Rat suchte.

Ich empfand es als besonderes Glück, nicht nur so eine wichtige Persönlichkeit in der Familie zu haben, sondern auch noch ihre besondere Aufmerksamkeit zu genießen. Großvater war der Erste, der mich die Geschichte des jüdischen Volkes lehrte, und er machte mich als Erster mit der Thora bekannt. Jeden Sabbat begleitete ich ihn zur Synagoge und lauschte aufmerksam der wöchentlichen Lesung. Wie für die anderen Juden war auch für mich der Versöhnungstag Jom Kippur unser höchster Feiertag. Doch für mich hatte er noch etwas ganz Besonderes, weil ich dann immer den feierlichen Gesang meines Großvaters hören konnte. Nur an diesem Tag sang er als unser Kantor mit seiner wunderbaren, volltönenden Stimme das ergreifend schöne *Kol Nidre*-Gebet. Es berührte mich in tiefster Seele, und ich versteckte mich unter seinem Gebetsmantel, dem einzigen Ort, an dem ich mich an solch einem bedeutungsvollen Tag sicher fühlte. Aus dem Dunkel meines Verstecks heraus bat ich Gott, den Sündern zu vergeben und mit allen Menschen Erbarmen zu haben, schließlich hatte er selbst ja die Samen der Schwäche gesät.

Durch das Vorbild meines Großvaters und seine Lehren wurde ich als Kind streng religiös, viel mehr als meine Eltern. In mir wuchs der Glaube, dass es meine Pflicht war, Gott zu dienen und seine Gebote zu befolgen, ohne jede Ausnahme. Meine Eltern begannen mein religiöses Engagement erst von dem Tag an zu würdigen, an dem mein Vater mit einem Radio nach Hause kam, dem ersten in Wischnewa. In seiner Begeisterung wollte er meiner Mutter sofort zeigen, wie es funktionierte, und schaltete es ein, mitten am Sabbat, einer Zeit der inneren Einkehr, wo doch unsere Re-

ligion bestimmte Tätigkeiten verbietet, auch das Einschalten eines Radioapparats. Ich war außer mir. In einem Anfall fanatischer Selbstgerechtigkeit schleuderte ich den Apparat auf den Boden, als hing das Schicksal der Menschheit davon ab, und zerstörte ihn dabei irreparabel. Ich bin dankbar, dass sie mir vergaben.

Wenn ich nicht zu Hause oder in der Synagoge war, ließ ich mich gern von einem Kutscher zum Bahnhof mitnehmen; hier begannen die Leute immer die lange Reise, die sie ins Land unserer Väter führen sollte. Die ganze Stadt versammelte sich dann jedes Mal zu einer lauten Abschiedsfeier, um sich mit einem bittersüßen Lebewohl von ihren Nachbarn zu verabschieden. Ich sah voller Bewunderung zu, schloss mich den Jubelrufen an und teilte die ehrfürchtige Freude, doch auf dem Heimweg umfing mich immer ein Hauch von Trauer, denn ich fragte mich, ob wirklich auch ich einmal an die Reihe kommen würde.

Bald zwangen uns die Umstände dazu. Anfang der 1930er Jahre hatten antisemitische Steuern gegen jüdische Unternehmen meinen Vater ruiniert. Da ihm nichts mehr geblieben war, beschloss er, dass es an der Zeit sei zu gehen. 1932 trat er allein die Reise nach Palästina an, um sich dort als echter Pionier niederzulassen und dafür zu sorgen, dass wir bald nachkommen konnten. Es dauerte zwei lange Jahre – eine Ewigkeit für ein ungeduldiges Kind –, bis er uns schrieb, dass er nun alles für uns vorbereitet hatte. Ich war elf Jahre alt, als meine Mutter mir und meinem Bruder Gigi sagte, dass es so weit sei.

Wir packten unsere Sachen auf einen Pferdekarren und fuhren zum Bahnhof. Der Karren holperte knarrend die

steinige Straße entlang. Für meine Mutter war es eine Qual, doch mein Bruder und ich jauchzten bei jedem Ruckeln auf – war es doch ein Zeichen, dass das große Abenteuer begonnen hatte. Wir trugen dicke Wolljacken und schwere Winterschuhe, die wir bald nicht mehr brauchen würden.

Als wir am Bahnhof ankamen, standen da schon Dutzende von Menschen, die uns ihre besten Wünsche und Gebete mit auf den Weg geben wollten. Einer von ihnen war mein Großvater. Wegen seines Alters und seiner Bedeutung für die Gemeinde hatte er beschlossen, in Wischnewa zu bleiben. Er war das Einzige, was ich aus unserem Shtetl vermissen würde. Ich sah zu, wie er sich auf dem Bahnsteig von meiner Mutter und meinem Bruder verabschiedete; als er mir ins Gesicht sah, wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Seine große Gestalt überragte mich, und ich schaute durch seinen dichten grauen Bart hoch zu seinen Augen. Sie waren mit Tränen gefüllt. Er legte mir die Hand auf die Schulter, beugte sich zu mir hinab und sah mich an.

»Versprich mir eines«, sagte er mit der gebieterischen Stimme, die ich so gut kannte.

»Alles, Zeyde.«

»Versprich mir, dass du immer Jude bleiben wirst.«

Das Leben meines Großvaters endete in Wischnewa. Nur wenige Jahre später marschierten die Nazis durch den Wald und auf den Dorfplatz, wo sie die Juden versammelten, um ihnen ein schreckliches Schicksal zu bereiten. Mein Großvater wurde zusammen mit seiner Gemeinde in unsere bescheidene hölzerne Synagoge gesperrt, und die Nazis verriegelten die Türen mit Brettern. Ich kann mir kaum vorstellen, wie groß ihr Entsetzen war, als Rauch durch die

Türritzen drang und ein Knacken ihnen begreiflich machte, dass das Gebäude in Brand gesetzt worden war. Man hat mir erzählt, dass mein Großvater, als die Flammen um sich griffen und unser ganzes ehrwürdiges Gotteshaus erfassten, seinen Gebetsmantel anlegte, denselben, unter dem ich mich beim Jom-Kippur-Fest versteckt hatte, und ein letztes Gebet anstimmte – ein Augenblick stoischer Würde, ehe die Flammen ihm die Worte und den Atem raubten und schließlich, zusammen mit den anderen, auch das Leben.

Die restlichen Juden wurden aus den Häusern geholt und aus ihren Verstecken gezerrt und wie Vieh zusammengetrieben. Sie mussten zuschauen, wie das Schtetl zerstört wurde, als wäre ein Wirbelsturm hindurchgefegt, mit Absicht und Präzision. Sie mussten durch die grausigen Trümmer zum Bahnhof marschieren, vorbei an dem flammenden Grab. Dieselben Schienen, auf denen meine Reise ins Land unserer Väter begonnen hatte, sollten sie in die Todeslager bringen.

Als wir den Zug nach Palästina bestiegen, als er sich holpernd in Bewegung setzte und ich meinem Großvater durchs Fenster zum Abschied zuwinkte, hatte ich nicht gewusst, dass ich ihn nie mehr wiedersehen würde. Noch immer höre ich seine Stimme, wenn ein Kantor das *Kol Nidre* singt. Noch immer spüre ich seinen Geist, wenn ich vor einer schweren Entscheidung stehe.

Unsere Reise nach Palästina im Jahr 1934 führte uns nach Süden ans Mittelmeer, das sich endlos weit zu erstrecken schien, als ich es zum ersten Mal sah. Wir gingen an Bord

eines Dampfers und traten eine mehrtägige Fahrt bei weitgehend ruhiger See an. Dass es weder Sturmböen noch hohen Seegang gab, war für mich ein Zeichen von oben. Auf dem Deck unseres Schiffs, über dem ein großartiger blauer Himmel strahlte, spürte ich die Wärme der Sonne. Es war, als wäre meine Welt neu angestrichen und aufgeheizt worden, um meine Träume zu beleben.

An unserem letzten Tag auf See erwachte ich zum Ton der Schiffssirene. Damit signalisierte der Kapitän unsere Ankunft den vorbeifahrenden Booten und zugleich auch uns Passagieren. Gigi und ich krochen aus dem Bett und rannten hinauf zum Oberdeck, um einen ersten Blick auf unsere neue Heimat zu erhaschen. Dort standen bereits etliche Passagiere, die vor Begeisterung jubelten und sangen. Ich drängte mich durch die Menge bis an die Reling, wo ich freien Blick hatte.

Vor meinen Augen erstreckte sich die herrliche Küste von Jaffa. Das Meer glänzte in allen Blauschattierungen, das strahlende Saphirblau der Tiefe tanzte mit dem schillernden Türkis des flachen Wassers, wenn es auf das perfekte Weiß des Sandstrands traf. Hinter der Bucht sah ich in der Ferne einen Hügel – das Herz der großartigen alten Stadt. Die Steinbauten rund um die Landzunge schienen stramm zu stehen und Wache zu halten. Dahinter reckte sich ein schlanker Uhrenturm himmelwärts.

Bis zu unserer Ankunft hatte ich nicht viel von Jaffa gewusst, nur dass es eine uralte Stadt war, die schon in der Bibel erwähnt wird. Jetzt, wo sie in Sicht kam, nahm ich eine Struktur und eine Lebendigkeit wahr, die man aus erster Hand erfahren musste. Auf der Straße tummelten sich viele

Menschen mit rotem Fez und kariertem Kopftuch. Einige standen zusammen, genossen den strahlenden Morgen und spielten mit kleinen Kindern, während eine Brise vom Meer durch ihre lockeren Gewänder strich. Andere kamen uns mit Booten bis in die Mitte der Bucht entgegen. Die meisten von ihnen boten uns Passagieren Dinge zum Kauf an, die wir noch nie gekostet hatten. Sie reichten uns Krüge mit Zitronenlimonade und zerstoßenem Eis und frische Datteln von Palmen, die ich nur von den Bildern meiner Tante kannte. In manchen Booten saßen Juden, die gekommen waren, um Passagiere direkt am Ankerplatz unseres Schiffes abzuholen.

Als ich auf der Suche nach meinem Vater den Blick über die Boote schweifen ließ, sah ich viele Menschen, die ganz anders aussahen als ich. Im ewig grauen Wischnewa waren alle Juden, die ich kannte, unglaublich blass. Hier, unter diesen braungebrannten Männern mit ihren von der harten Landarbeit gestählten Körpern fühlte ich mich wie unter Helden. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als mich ihnen anzuschließen und einer von ihnen zu werden.

Schließlich entdeckte ich meinen Vater. Er stand im Bug eines kleinen arabischen Fischerbootes und winkte meinem Bruder und mir aufgeregt zu; er war viel dunkler gebräunt, als ich ihn zuletzt gesehen hatte. Neben ihm stand der Kapitän des Fischerboots, ein hoch gewachsener Araber, in einer weiten, wallenden Hose mit Akkordeon-Falten. Wir sprangen ins Boot und begrüßten unseren Vater mit all der Liebe, die wir seit zwei Jahren angesammelt hatten. Er tat es uns gleich. Auf dem Weg zum Ufer spürte ich, wie die Wärme der Sonne meine dicke Winterjacke durchdrang. Ich schloss die Augen und stellte mir vor, die sanfte Wärme wäre

meine persönliche Begrüßung, ein Willkommenszeichen der Sonne, die nur auf meine Ankunft gewartet hatte. Als ich aus dem Boot stieg und das Land betrat, wusste ich, dass ich nach Hause gefunden hatte.

Das Land Israel passte gut zu mir. Bald kam es mir vor, als löste ich mich von meinem alten Leben, als wäre Wischnewa mein Kokon gewesen und ich hätte jetzt Flügel. Ich trug keine Jacketts und Krawatten mehr, nur noch kurzärmelige Hemden. Ich sah zu, wie meine Haut hier unter dem strahlend blauen Himmel Farbe annahm, und fühlte mich immer dann wie ein wahres Kind Israels, wenn ich mit einem Sonnenbrand nach Hause kam. Ich hatte immer schon Bücher verschlungen, aber jetzt tat ich es am Strand oder unter einem Maulbeerbaum im Park.

Am 15. Juli 2007 wurde ich als neunter Präsident Israels vereidigt. Ich war 83 Jahre alt. Es war die Krönung eines Berufslebens, das die gesamte Lebensspanne unseres Staates umfasste, eine letzte Gelegenheit, unserem Volk in einem wichtigen Amt zu dienen. Als ich dort oben stand und den Eid ablegte, dachte ich an Wischnewa, wo meine Reise begonnen hatte. Als elfjähriger Junge hatte ich eine grenzenlose Phantasie gehabt, aber dass ich einmal hier stehen würde, hätte ich in meinen kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten.

Bei den Feierlichkeiten am Abend meiner Vereidigung kam ein junger Mann auf mich zu und sprach mich mit dieser ungenierten Offenheit an, die ich an unseren Landsleuten nur bewundern kann.

Schimon Peres

FAST SIEBEN JAHRZEHNTE DIENST FÜR DAS LAND

- 1923:** Am 2. August im polnischen Wischnewa geboren
- 1934:** Auswanderung nach Israel
- 1938:** Aufnahme in den Jugendkibbuz Ben-Schemen
- 1945:** Wahl zum Generalsekretär der Jugendbewegung HaNoar HaOved
- 1947:** auf Betreiben Ben-Gurions Eintritt in die Hagana
- 1948–1949:** Leiter der Marineabteilung im Verteidigungsministerium
- 1949–1952:** Leiter der Vertretung des israelischen Verteidigungsministeriums in den USA
- 1953–1959:** Generaldirektor im Verteidigungsministerium
- 1959–2007:** Knesset-Abgeordneter
- 1959–1965:** stellvertretender Verteidigungsminister
- 1969:** Minister für Einwanderung
- 1970–1974:** Minister für Transport und Kommunikation
- 1974:** Minister für Information
- 1974–1977:** Verteidigungsminister
- 1977–1992:** Vorsitzender der israelischen Arbeiterpartei

- 1984–1986:** Premierminister
- 1986–1988:** stellvertretender Premierminister und Außenminister
- 1988–1990:** stellvertretender Premierminister und Finanzminister
- 1992–1995:** Außenminister
- 1995–1996:** Premierminister
- 1999–2001:** Minister für regionale Zusammenarbeit
- 2001–2002:** stellvertretender Premierminister und Außenminister
- 2005:** Vize-Premierminister
- 2006:** Minister für die Entwicklung des Negev und Galiläas
- 2007–2014:** neunter Präsident des Staates Israel